

Die beim Berliner CIHA-Kongreß angerissene, längst fällige Auseinandersetzung zum Verhältnis von Denkmalpflege und Kunstgeschichte wird sicher maßgeblich dadurch veranlaßt, daß seit der Wiedervereinigung die Frage des Umgangs mit unserem architektonischen Erbe eine neue Dimension erreicht hat, die die unmittelbare gesellschaftspolitische Rolle der Denkmalpflege hervortreten läßt oder dies zumindest tun sollte. Die Erhaltung und Pflege der Denkmäler unserer Vergangenheit ist bekanntlich nicht nur durch äußere, etwa umweltbedingte Gefährdung gefordert, sondern auch dadurch, daß Denkmäler im Namen eines öffentlichen oder bisweilen auch recht privaten Bewußtseins und/oder zugunsten handfester materieller Interessen verfügbar gemacht werden. Sie werden ergänzt, versetzt, verdeckt, verkleidet, entkernt, abgerissen, nachgebildet. Die Fälle Berlin, Braunschweig, Frankfurt, Hildesheim, Lübeck, München stehen für viele weitere; jüngst wurden in Wismar drei historische Häuser am Markt bis auf ihre Fassaden zerstört, um einem parzellenübergreifenden Hotelkomplex Platz zu machen. In Dortmund ließ man gerade einen seit 200 Jahren zerstörten Wehrturm wiedererstehen – als historisierende Erfindung über den alten Fundamenten. Darüber hinaus sind die Denkmale durch ihre Inanspruchnahme für den Massentourismus massiv bedroht. Wolfgang Wolters zeigte, wie sehr etwa das historische Venedig im Begriff ist, durch Millionen von Touristen und die damit im Zusammenhang stehenden Einrichtungen zerrieben, abgetreten – das gilt auch ganz wörtlich – und zerstört zu werden.

Die willkürliche Instrumentalisierung oder Beseitigung von gebauten Geschichtsquellen und die gegengerichtete denkmalpflegerische Verpflichtung, komplexe und objektivierbare Kriterien zu ihrer Beurteilung und Erhaltung bereitzustellen, ist seit jeher ein Grundthema denkmalpflegerischer Theorie und Praxis, es sei nur an den Protest Georg Dehios gegen den Wiederaufbau des Heidelberger Schlosses von 1901 erinnert. Im Vergleich zu damals hat die Denkmalpflege inzwischen eine eigenständige Theoriebildung weitergeführt, und sie ist institutionell fest verankert. Allerdings sind mit der Erweiterung des Denkmalbegriffes auch die Aufgaben und Methoden umfangreicher und komplexer geworden; der Denkmalbestand ist gefährdeter denn je, und dies gilt auch in konkret materiellem Sinn für unzählbare Ensembles gerade in Ostdeutschland; vgl. etwa Heinrich Magirius, *Kunstchronik* 43/1990, S. 237-248; jüngst über Potsdam: Denkmalpflege auf Sponsorsuche. Zur Situation in Potsdam, *Neue Zürcher Zeitung* Nr. 184 v. 12. Aug. 1992.

Verändert im Vergleich zur Jahrhundertwende hat sich aber auch das Verhältnis zwischen Denkmalpflege und universitärer Kunstgeschichte. Zwar wurde schon damals das Divergieren beider Arbeitsfelder beklagt, doch gab es bedeutende Persönlichkeiten, wie Georg Dehio, Alois Riegl oder Paul Clemen, die beide Bereiche fruchtbar zu verbinden wußten. Seither ist immer wieder, zuletzt auf den genannten Kongreßsektionen, betont worden, wie sehr die Denkmalpflege der Zusammenarbeit mit der universitären Kunstgeschichte bedarf, beispielsweise

se, um Denkmäler präzise und im Vorfeld ihrer Bedrohung bestimmen und bewerten sowie um denkmalpflegerische Maßnahmen präzise begründen zu können. Einige jüngere Beispiele, etwa die Forschungen zur Architektur- und Stadtbaugeschichte in Lübeck (ein Überblick von Jens Christian Holst in: *Bauwelt* 29/30, 1992, S. 1518-1523) oder das Projekt zu Restaurierung und Erforschung des Regensburger Doms – darauf verwies Peter Kurmann – bestätigen, daß diese Art des Zusammenspiels von Denkmalpflege, Bauforschung und Kunstgeschichte fruchtbare Ergebnisse für beide Seiten erbringt.

Zumeist jedoch muß die Denkmalpflege die Erfüllung ihrer Aufgaben und die Verteidigung ihres Selbstverständnisses fast ohne massiven Beistand durch ihre geschichtliche und methodische „Ziehmutter“ (so Georg Mörsch in seinem Einführungsvortrag auf der CIHA-Sektion), der wissenschaftlichen Kunstgeschichte, leisten. Dieses Defizit zeigt sich unter anderem daran, daß die universitäre Kunstgeschichte selbst zu den spektakulären Gefährdungen, Zerstörungen und Verfälschungen des Denkmälerbestandes meist schweigt. Viel zu spät kam ihr Protest gegen den skandalösen Abriß des Münchner Landesversorgungsamtes der Brüder Luckhardt. Nur in engen Fachkreisen entsetzt man sich über die grobe, zerstörerische Reinigung einiger französischer skulptierter Kirchenfassaden (Sens-West, Rouen-Süd). Kaum vernehmlich war der Widerstand gegen den Abriß des Hildesheimer Hotel „Rose“ von Dieter Oesterlen und die Nachbildung des Knochenhaueramtshauses an dieser Stelle. Ähnliches wäre anläßlich des Wiederaufbaus der Braunschweiger Alten Waage zu konstatieren. Wer diskutiert öffentlich die purifizierenden Innenrestaurierungen von Einsiedeln und Vierzehnheiligen? Ausnahmen bestätigen eher die Regel: So beteiligten sich immerhin zwei deutsche kunstgeschichtliche Institute (Kiel und Hamburg) am Protest gegen die jüngsten massiven Demolierungen mittelalterlicher Bausubstanz in der Lübecker Altstadt (die seit 1987 als einzige deutsche Stadt zur UNESCO-Liste des Weltkulturerbes zählt). In Frankreich bezogen namhafte Kunsthistoriker durch Pressekampagnen und Interventionen bei den Ministerien gegen die Entfernung der Ergänzungen Viollet-le-Ducs an Saint-Sernin in Toulouse Stellung (übrigens ohne Erfolg). Ähnliches, hoffentlich erfolgreiches Engagement rührt sich gegen die Überbauung der karolingischen Klosteranlage von Corbie. Doch erstaunlich häufig sehen wir der Zerstörung, Verstümmelung, Verfälschung und Trivialisierung unserer gebauten historischen Quellen recht gleichgültig zu.

Dieser Distanz entspricht auch das Lehrprogramm an den kunsthistorischen Universitätsinstituten, wo Themen der Denkmalpflege nur eine Randposition einnehmen: Eine stichprobenartige Auswertung des Lehrangebots an 28 deutschen kunstgeschichtlichen Instituten ergab, daß im Sommersemester 1992 von 741 Lehrveranstaltungen 19 Problemen der Denkmalpflege galten, 17 Probleme der Denkmalpflege berührten. Das Auseinanderklaffen von Methoden und Inhalten beider Arbeitsfelder ist sicherlich eine von mehreren Ursachen dafür. Bürgerlicher Profanarchitektur, Industrieanlagen oder Gegenständen der Alltagskultur usw. widmet die Kunstgeschichte weit weniger Aufmerksamkeit als die Denk-

malpflege. Arbeiten über Raffael oder Versailles genießen weiterhin ein größeres Ansehen als solche über Wandmalereien in Dorfkirchen oder Adelspaläste in Kleinstädten. Einige Bewertungskriterien der Denkmalpflege erscheinen der kunstwissenschaftlichen Forschung offensichtlich wenig fruchtbar. Beispielsweise erhalten der Zeugniswert eines Denkmals für die Technikgeschichte oder für die Geschichte von Wirtschaft und Verkehr, häufig aber selbst die urbanistische bzw. kontextuelle Situation eines Denkmals in beiden Arbeitsfeldern unterschiedliche Gewichtung.

Die Spezialisierung in manchen naturwissenschaftlichen Untersuchungsmethoden der Denkmalpflege ist so weit fortgeschritten, daß sie von „klassischen“ Kunsthistorikern kaum noch verstanden bzw. verfolgt werden kann. Aber auch die zunehmende Spezialisierung innerhalb der wissenschaftlichen Laufbahnen fördert generell eine Tendenz, sich der Verantwortung für die Pflege der Denkmäler insgesamt zu entziehen. Die Veröffentlichungsreihen und Kongresse beider Arbeitsfelder überschneiden sich kaum, sondern spezialisieren sich eher innerhalb ihrer angestammten Methoden und Gegenstände. Kunsthistorische Bibliotheken und Forschungsinstitute haben ihre lange gewachsenen Schwerpunkte, was ebenfalls die Tendenz befördert, innerhalb klassischer Themenbereiche zu bleiben. Die Unterschiede in den jeweiligen Berufsbildern und dem Sozialprestige von Denkmalpflege und universitärer Kunstgeschichte sind bedeutend und erschweren einen unbelasteten Austausch untereinander zusätzlich. Wie Ernst Bacher hervorhob, wird dies dadurch verschärft, daß die schlechte Personalsituation an den Denkmalämtern mehr und mehr dazu führt, Denkmäler nur noch zu verwalten, anstatt sie zu erhalten. Der Wechsel von einem Fach in das andere ist ab einem gewissen Zeitpunkt beinahe unmöglich und verhindert somit ebenfalls gegenseitige Befruchtung.

In der Berliner Diskussion war man sich einig, daß sich die aufgeführten Probleme kaum regeln lassen werden, indem man die kunstgeschichtlichen Lehrprogramme durch eine denkmalpflegerische Spezialausbildung erweitert. Dies läßt sich bei den ohnehin schon überfüllten Lehrprogrammen nicht durchführen und könnte zudem zu Lasten der „klassischen“ kunsthistorischen Bildung gehen – was keiner Seite recht sein kann. Viele Denkmalpfleger scheinen spezielle Aufbaustudiengänge, wie sie in Süddeutschland bestehen (Bamberg, München), zu begrüßen. Praktika im Bereich der Denkmalpflege müßten mit Nachdruck ange-regt und wenn möglich vermittelt werden. Darüber hinaus wäre zu überlegen, ob denkmalpflegerische Themen nicht als Option stärker an den kunstgeschichtlichen Instituten vertreten sein sollten. Bei Stellenausschreibungen für die Universität könnten auch Belange der Denkmalpflege bzw. ihrer Probleme das Profil eines Postens prägen. Entsprechende Kompetenz in diesem Bereich wäre auch unabdingbar für die Betreuung von Abschlußarbeiten, wenn diese – wie Dethard von Winterfeld forderte – Themen wie etwa barocke Fensterrahmen oder Schränke behandeln würden. Auch Gegenstände wie beispielsweise technische Anlagen der Weimarer Republik, Verwaltungsbauten der fünfziger Jahre u.s.w. könnten verstärkt Eingang in die universitäre Forschung und Lehre finden.

■ Beklagt wurde generell, daß in der Lehre das Bewußtsein für die materielle Qualität und die historisch komplexe Vernetzung der Objekte der Kunstgeschichte häufig zu wenig gepflegt wird. Das beginnt im Seminarbetrieb, wo die dreidimensionalen Werke – auch Gemälde! – zu zweidimensionalen Abbildern ihrer selbst fragmentiert werden, um nicht so sehr das Original, sondern eine ideelle Qualität desselben zu repräsentieren. Die Auswahl der Objekte orientiert sich häufig an *opera nobilia*, also an Werken, denen die „offizielle“ Geschichte ihren Wert bereits verbürgt hat und die somit als „Essenz“ ihrer Epochen bzw. bestimmter Problemstellungen gelten. Diese Reduzierung der Objekte auf weitgehend kontextlose Bilder sensibilisiert nicht gerade ein Bewußtsein, das zum Beispiel eine falsche „Stadtbildpflege“ in Form historisierender Fassadenkulissen kritisch zu beurteilen vermag. Umgekehrt dürfte die im Studium vermittelte Erkenntnis, daß ein Gemälde auch eine Rückseite hat, auch das Bewußtsein dafür schärfen, daß ein Haus keinesfalls nur aus einer Fassade besteht.

■ Die Analyse der Vielschichtigkeit der Zusammenhänge ist vor allem für Werkgruppen gefordert, deren Objekte sich mangels erprobter Beurteilungskriterien (etwa der Zugehörigkeit zum Œuvre eines berühmten Künstlers) nicht eindeutig in einer Werteskala einordnen lassen. Dies gilt etwa für die Architektur der fünfziger Jahre oder Industriestadtviertel; Norbert Huse zeigte am Beispiel Oberschöneweide in Berlin, einem für den gründerzeitlichen industriellen Aufschwung der Stadt charakteristischen, doch stark bedrohten Stadtteil, daß die Analyse und Bewertung des Ensembles nur in der Zusammenschau von Stadtplanung, Infrastruktur, Gebäudetypologie und Technikgeschichte zu fruchtbaren Ergebnissen führt. Die Denkmalpflege legt seit langem solch komplexe Kriterien der Bewertung ihrer Objekte zugrunde. Aber auch die klassische kunsthistorische Lehre könnte die Darstellung der komplexen historischen und topographischen Eingebundenheit der Objekte stärker als bisher berücksichtigen. Anstatt ein weiteres Mal eine gotische Kathedrale nach drei- oder vierzonigem Aufriß oder als Zitat von XYZ durchzudeklinieren, wäre es der Analyse ihrer unmittelbaren Entstehungsbedingungen ebenso angemessen, sie auch im städtischen und sozialen Gefüge darzustellen, gleichzeitige Bautätigkeiten an verschiedenen Baugattungen zu korrelieren usw. Ungleich stärker zu beachten bleibt auch das Verhältnis der Monumente zu Natur und Landschaft (Michael Brix: Das Denkmal in der Landschaft. Bericht über einen Versuch denkmaldidaktischer Vermittlung, *Kritische Berichte* 19/1991, S. 20-24). Würden solche Aspekte berücksichtigt, erhielten Straßenführungen, Pflasterungen, bescheidene Nutzarchitektur usw. einen neuen Stellenwert in der Lehre. Ein solchermaßen geschärftes Bewußtsein für die Vielfalt der Denkmäler und ihrer Aussagefähigkeit würde auch den Anspruch verstärken, für deren Pflege Verantwortung zu tragen. Der Sensibilisierung auf Stadtgrundrisse, unscheinbare Nutzarchitektur und das konkrete Funktionieren der Monumente wäre dies sicher förderlich. Die Bereitschaft, die komplexen, auf die Gegenwart gerichteten Beurteilungskriterien der Denkmalpflege vermehrt in der Auswahl der Gegenstände kunstwissenschaftlicher Forschung zuzulassen, könnte wohl nicht nur dem Verhältnis beider Fächer zugute kommen, sondern

ebenso dem wissenschaftlichen Anspruch der Kunstgeschichte, neue Facetten in ihrer eigenen Materie aufzudecken.

Christian Freigang

BERLINER DENKMALPFLEGE NACH DER „WENDE“ AUS ANLASS DES BERLINER CIHA-KONGRESSES

Seit dem Ende der Teilung Berlins sieht sich die Denkmalpflege in der Stadt vor grundsätzlich neue Probleme gestellt. Nicht nur, daß sich die Denkmälerbestände in vormalig Ost und vormalig West addieren und ehemals zerschnittene stadtopographische Bezüge wieder erkennbar werden. Durch die nunmehr mögliche Zusammenschau wird auch klar, wie deutlich die städtebaulichen Projekte der 50er und 60er Jahre die unterschiedlichen Phasen in der politischen Geschichte beider Stadthälften, Teilstaaten bzw. Blöcke widerspiegeln – West-Berlin als Schaufenster des freien Westens, Ost-Berlin als Hauptstadt der DDR.

Bereits für sich genommen, sind der Ernst-Reuter-Platz und das Hansaviertel (im Westen), der Platz vor dem Roten Rathaus und die ehemalige Stalinallee (im Osten) Baudenkmale. Gemeinsam betrachtet wirken sie wie Rede und Gegenrede in einem auf höchstem Anspruchsniveau angesiedelten Streit um die besseren urbanistischen Konzepte und die wirksamere Repräsentation des jeweiligen Staateswesens und seiner politischen Leitgedanken mit architektonischen und städtebaulichen Mitteln.

Der Weg zwischen Ernst-Reuter-Platz im Westen und Strausberger Platz im Osten, der außer den schon genannten Stationen einen komplett erhaltenen Abschnitt der von Albert Speer gestalteten „Ost-West-Achse“ berührt, sowie die in dieselbe Achse versetzte kaiserzeitliche Siegestsäule, das sowjetische Ehrenmal, das Brandenburger Tor, die Straße Unter den Linden mit dem wiederhergestellten Forum Fridericianum, den Palast der Republik, das Marx-Engels-Forum und den Alexanderplatz, ist, so Christine Hoh-Slodczyk in ihrem Referat, „eine Strecke, auf der (deutsche; GDB) Geschichte wie auf einem Lehrpfad anschaulich wird.“

Diese Geschichte hat bekanntlich ihre dunklen Seiten. Und die Denkmale, die sich hier wie Perlen auf einer Schnur aneinanderreihen, sind nicht alle schön oder erfreulich anzuschauen. Daß Bauten und Anlagen der Nazi-Zeit denkmalwert und erhaltungswürdig sein können, ist inzwischen, zumindest in der Theorie, kein Problem mehr. Wie aber steht es mit dem architektonischen – und skulpturalen – Erbe aus der DDR-Zeit?

Man wird nicht, wie sonst in der Denkmalpflege üblich, 20 bis 30 Jahre warten können, bis eine ruhige und von den politischen Kontroversen der Gegenwart ungetrübte Sicht auf die Objekte eine fachlich fundierte und historisch verantwortliche Bewertung ermöglichen. Der epochale Bruch von 1989/90 setzt bereits